

George Tenner

Der Tod zwischen den Inseln

Usedom-Krimi

Ein Fall für Lasse Larsson

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in Der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar.

Titelbild: Rainer Griese, Troisdorf

E-Book-Ausgabe © by George Tenner

Pegasusstraße 6

16321 Bernau

1. Auflage 2016

Printausgabe im Schardt Verlag

26121 Oldenburg

ISBN 978-3-89841-894-2

1. Kapitel

25. Juni 2007

Gaston Lloyd fuhr hinter die weiße Ferienanlage, die unmittelbar vor dem Becken des Hafens von Karlshagen auf Usedom lag. Er stieg aus dem silbergrauen BMW, einem Mietwagen von Europcar mit einem Wiesbadener Kennzeichen, und schlenderte seelenruhig zum Eingang.

Die Haustür war geschlossen.

Lloyd zog einen Schlüsselbund aus der Tasche und öffnete die Tür mit dem durch einen roten Kunststoffring gekennzeichneten Schlüssel. Es begegnete ihm niemand auf der Treppe. Das herrliche Wetter hatte die Gäste in ihrer Mehrzahl an den Strand gezogen oder zu Wanderungen ins Usedomer Hinterland verführt. Aus der Wohnung neben seinen Räumen hörte er leise Musik.

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, schaute er sich in aller Ruhe um. Die Wohnung bestand aus einer kleinen Pantry, dem Wohnraum mit dem faszinierenden Ausblick auf den Hafen sowie einem Schlafzimmer. Er schaute in alle Schränke. Zu seiner Zufriedenheit waren sie leer. Nur in der Pantry fand er komplett vor, was ein vierköpfiger Haushalt brauchte. Außer dem modernen Herd verfügte sie über einen Geschirrspüler, ferner eine Kaffeemaschine. In den Hängeschränken fand er die notwendigen Töpfe nebst Pfannen. Von der Wand ließ sich ein kleiner Tisch abklappen, der zwei Menschen genug Platz zum Essen bot.

Gaston Lloyd ging zum Fahrzeug zurück. Er nahm eine Reisetasche aus dem Kofferraum. Sein Blick überflog den Rest der mitgebrachten Habseligkeiten. Er beschloss, sie vorerst zurückzulassen.

Er kehrte zur Ferienanlage zurück, blieb einen Moment stehen. Seine Blicke suchten den Hafen ab.

Vor ihm an der Pier, offensichtlich kurz vor dem Ablegen, zog eine Frau die Leine vom Poller auf das Vorschiff der *Stella Maris*. Die Maschine arbeitete bereits, was er an dem leisen Motorengeräusch und dem Wasserausstoß bestätigt sah, der in unregelmäßiger Folge eine runde Aussparung an Backbord verließ. Plätschernd ergoss sich das

Kühlwasser in den Hafen. Eilig ging die Frau zum Achterdeck, um dort ebenfalls die Vertäuerung einzuholen. Auf dem erhöhten Steuerstand überwachte ein braungebrannter Mittvierziger das Manöver. Als er sah, dass das Boot frei schwamm, ließ er es langsam anziehen. Dabei justierte er die ersten Meter mit dem Bugstrahlruder, um nicht die geringste Möglichkeit einer Kollision mit einem der anderen Boote zu gestatten. Majestätisch bot sich der Anblick der weißen Yacht, wie sie auf die Mitte des Hafenbeckens, dann in Richtung Norden Fahrt aufnahm.

Ein Stück begleiteten Lloyds Blicke die *Stella Maris* aus Hamburg. Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit von einem Auto beansprucht, das kurz vor ihm zum Halten gezwungen war. Er machte eine entschuldigende Geste zu dem maulenden Fahrer, gab den Weg frei. Der Wagen fuhr an ihm vorbei. Lloyd schaute zurück zu dem zu dieser Stunde mäßig besuchten Lokal Veermaster. Dort werde ich essen gehen, bevor der Mittagsansturm einsetzt, dachte er.

Im Treppenhaus piepte das Handy. Er stellte das Gepäck kurz ab. *Skagerrak Mélisande 25/14/15 Salamander*.

Er schob das Handy in seine Tasche. Dann setzte den Weg zur Wohnung fort.

Dort angekommen, warf er die Tasche auf das Doppelbett. Er packte ein Gestänge aus, steckte es im Wohnzimmer zusammen, so dass es dem Ständer einer Kameraausrüstung glich. Lloyd ging zum Schlafzimmer zurück. Er entnahm der Tasche ein kleines Bündel. Seitlich des Wohnzimmerfensters wickelte er ein Richtmikrofon aus, steckte es auf einen Ständer und ließ den Sicherungsbügel über dem Mikrofon einrasten, das ein hochauflösendes Einrohrfernglas tragen würde, sofern er es aufsteckte. Er schaute auf seine Seiko Astron GPS Weltzeituhr, einen 2.400 Euro teuren Solar-Herrenchronographen, den er sich von einem Teil der Entlohnung des letzten Auftrags gekauft hatte. Wer weltweit operiert, sollte auch stets auf die weltweite Zeit zurückgreifen können. Schließlich pendelte er ständig zwischen seinem Geburtsort Wellington und London, seinem derzeitigen Hauptwohnsitz, hin und her. Da war eine solche Uhr von Nutzen.

Gaston Lloyd freute sich auf eine Mahlzeit mit einem schönen Stück Fisch. Zum Schluss prüfte er, ob der Akku seines Aufnahmegepäcks über eine ausreichende Ladung verfügte. Das war der Fall.

Probehalter steckte er das Einrohrfernglas auf; er ließ seinen Blick durch das Glas über den Hafen gleiten, versuchte durch Verstellung des Okulars die jeweils beste Auflösung zu erreichen. Wie genau es war, konnte er ermessen, wenn es ihm gelang, den Kassenbon, den die Verkäuferin in der Fischverkaufsstelle, die ein ortsansässiger Fischer mit seiner Familie betrieb und die linksseitig zum Hafenbecken lag, mühelos zu entziffern. Ein Lächeln huschte ihm übers Gesicht. Ihm entging nichts. Nicht einmal die Fliegen, die sich auf die Fischreste stürzten, die einem Kind aus dem Brötchen gefallen waren. Bei der Wärme gäbe es bald ein Gewimmel von Maden.

Gerade als er das Stativ mit einem Tuch abdecken wollte, fiel ihm ein, das nur wenige Meter neben seinem Domizil befindliche Restaurant in Augenschein zu nehmen. Er sah ein jüngeres Pärchen den Veermaster verlassen. Es lief auf eines der naheliegenden Segelboote an der Pier zu. Es dauert nicht mehr lang, da setzt der Mittagsansturm ein, dachte Lloyd. Es ist besser, ich gehe gleich.

Gewissenhaft schloss er die Tür des Appartements ab, lauschte, ob er noch Musik der Nachbarwohnung hören konnte. Das war nicht der Fall. Beherzt setzte er den Weg fort. Kurze Zeit später stand vor dem Veermaster. Von einer der Segelyachten hallte die Musik einer vergangenen Hitparade-Sendung zu ihm herüber. Nicht übermäßig laut, dennoch konnte er ABBA's Hit »Dancing Queen« erkennen. Schon lange hatte er die Gruppe nicht mehr gehört. Leise summt er die Melodie mit. Eine Familie mit zwei Kindern kam auf ihn zu. Er wandte sich ab. Als sie an ihm vorbei waren, zog er eine Sonnenbrille aus der Brusttasche und setzte sie auf. Er ging die sechs Stufen hoch.

Durch vier Säulen wurde der Anbau an das Haupthaus, einem zweistöckigen rot-graumelierten Ziegelbau, getragen. Im Parterre lag das Restaurant, das wegen der unmittelbar davor an der Pier liegenden Boote ein überaus beehrter Sommerplatz war. In diesem Moment wurde gerade wieder einer der Tische besetzt. Er beschloss, ins Innere abzutauchen. Sein Kalkül, dass er in dem dunklen Raum um diese Zeit auf wenige Gäste treffen würde, ging auf.

Das gleißende Sonnenlicht, dem er entkommen war, machte ihn für einen Augenblick fast blind. Es drängte es ihn, seine Brille abzusetzen. Er entschloss sich, das zu unterlassen.

»Suchen Sie etwas?« Es musste die Stimme der Bedienung sein. Sie klang äußerst sympathisch.

»Einen Tisch.«

»Es ist nahezu alles frei. Sehen Sie das nicht?«

»Nein.«

»Wie wäre es, Sie setzten die Brille ab«, sagte die Frau lachend.

»Das würde ich gern, aber ...« Er hörte ihre Schritte, die auf ihn zukamen. Dann sah er sie schemenhaft. »Ich hatte eine Augenoperation. Die Brille ist derzeit noch notwendig.«

Von einem der Nebentische kamen leise Stimmen. Eine junge Frau lachte auf.

»Kommen Sie.« Beherrscht fasste sie seine Hand und führte ihn zu einem großen runden Tisch.

»Ist Ihnen der Platz hier recht?«, fragte sie.

»Wenn Sie in der Nähe sind.« Umständlich nahm er Platz. Langsam gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit. Er konnte das Gesicht der jungen Frau deutlich erkennen. Er fand, dass sie ihn hinreißend anlächelte. Was für ein Jammer, dachte er, dass sie eine Art Fata Morgana bleiben wird.

»Können Sie mir etwas empfehlen?«, fragte Lloyd.

»Hirschsteak an sautierten Kräuterseitlingen und Rosmarinkartoffeln. Medaillons vom Schwein mit Kürbis-Chili-Kruste, mit Möhrenstiften in Butter-Macaire ...«

»Nein«, beschied er knapp.

»Wie ist es mit Rinderhüftsteak mit Kürbiskruste und Kräuterseitlingen an getrüffeltem Kartoffelstampf?«

»Fisch. Ich bin am Meer, da möchte ich Fisch essen.«

Von der Tür kam eine rufende Stimme.

»Ich muss erst einmal draußen nach dem Rechten sehen«, sagte sie. »Hausgebeizter Lachs mit einer Senf-Dill-Soße, frischem Gemüse und Kartoffelrösti.« Sie stand auf.

»Das klingt schon besser.«

»Ich bin gleich zurück.«

Während die junge Frau dem Außenbereich zustrebte, schob er die Brille ein wenig hoch. Er musterte die Umgebung. Zufrieden ließ er sie erst wieder auf die Nase gleiten,

als er sie zurückkommen hörte. Durch ein Fenster zur Küche gab sie eine Bestellung auf. Dann kam sie zu seinem Tisch.

»Keinen Lachs?«

»Haben Sie nichts Besseres, etwas Typisches für den Veermaster?«

»Natürlich. Gebratene Ostseescholle Finkenwerder Art mit Gurken-Dill-Schmand an Bratkartoffeln.« Sie schien seine Unschlüssigkeit zu spüren, darum ergänzte sie: »Ostsee-Zanderfilet mit Bordelaiser-Kruste, Rieslingsoße und Stampfkartoffeln oder ...«

»Oder?«

»Ostsee-Dorsch im Speckmantel mit geschmorten Römersalatherzen an Rahmlinsen.«

»Das nehme ich. Sagen Sie bitte dem Koch, er möchte eine besonders große Fischportion reichen. Ich zahle das.«

Bevor sie sich abwenden konnte, fragte er: »Wie heißen Sie eigentlich?«

»Conny.«

»Conny?«

»Das kommt von Cornelia.«

»Von Cornelia«, stellte er lapidar fest. »Man könnte ebenso gut Nele sagen, oder?«

Sie nickte. »Darf ich Sie etwas fragen?«

»Nur zu.«

Das Klingelzeichen aus der Küche zeigte, dass die Bestellung für den Außenbereich des Lokals fertig war.

»Dorsch im Speckmantel. Ist das in Ordnung?«

»Okay.«

Die Frau entfernte sich.

Sie wird neugierig, dachte er. Gut, soll sie nur.

Als sie zurückkam, sagte sie leise: »Sie haben mich nach meinem Namen gefragt, ich habe Ihnen den gesagt ...«

Lloyd lächelte. »Gaston, nach meinem französischen Großvater ... mütterlicherseits«, sagte er. »Mein Vater wiederum stammt aus Südafrika und hieß Lloyd. Also heiße ich Gaston Lloyd. Zufrieden?«

»Interessant, aber Ihr Dialekt ...?«

»Südafrika«, log er.

»Wow«, entfuhr es Conny anerkennend. »Sie sind ein faszinierender Mann. Und was arbeitet so ein abwechslungsreich lebender Mann?«

»Ich bin Journalist ... Freelancer. Im Augenblick arbeite ich an einer Reportage über Bootsflüchtlinge, die in Italien ankommen.«

»Lampedusa?« Sie nickte.

»Die Zahl der afrikanischen Flüchtlinge, die per Boot auf der Insel anlanden, steigt und steigt«, sagte Lloyd. »Allerdings erfüllt sich für die meisten Menschen die große Hoffnung auf ein besseres Leben nicht. Ich schreibe jetzt ein Buch darüber.«

Als der Ton der Küchenglocke anzeigte, dass wieder ein Essen bereitstand, sagte Conny: »Es sind Ihre Linsen.«

Wenig später war die junge Frau mit anderen Gästen beschäftigt, die nach und nach, zuerst die Plätze draußen mit dem unmittelbaren Hafeblick einnahmen, dann auch ins Lokal kamen.

Lloyd hasste Menschen. Er fühlte sich als Menschenfeind par excellence. Hin und wieder ließ er eine Frau für einige Tage näher an sich heran. Aber es würde ihm nicht einfallen, es mit einer länger auszuhalten als zwei, drei Tage über ein Wochenende. Wenn es hochkam, waren es zwei Wochen am Stück. Doch das hatte bisher nur eine der Frauen geschafft.

Als er fertig gegessen hatte, zahlte er.

»Werden Sie wiederkommen?«, fragte sie.

»Vielleicht, wenn Sie so schön lächeln wie im Augenblick, Nele ... bestimmt sogar.«

Er ging hinaus. An den Liegelätzen der Steganlagen des größten Hafens im deutschen Teil der Insel lag abends Boot an Boot. Einige Boote waren schon unterwegs, um das Sonnenwetter auf See zu genießen. Zwei der Schiffe machten ihre Eigner gerade fertig, um auszulaufen. Er lief auf der linksseitigen Seite des Hafens entlang. Im Fischladen, bei dem er zuvor mit dem Fernglas den Rechnungsbogen gelesen hatte, bewunderte er das Angebot. Tatsächlich aber war er dabei, sämtliche Liegemöglichkeiten für Schiffe in sich aufzunehmen. Jene Schiffe, die er erwartete, fanden nur an dieser Längsseite des Hafens Platz. Beruhigt ging er nach dieser Feststellung zu der angemieteten Wohnung zurück.

2. Kapitel

Ralswiek, 23. Juni 2007

Die vier Männer landeten am Vortag auf dem kleinsten Flugplatz Deutschlands, in Fehmarn-Neujellingsdorf.

Drei wiesen ihre afrikanische Herkunft mittels ihrer Hautfarbe aus. Sie war unverkennbar schwarz.

Zwei von ihnen waren erst am 20. Juni mit British Airways via Nairobi in London-Heathrow eingeflogen worden. Der erst zweiundzwanzigjährige Aaron Chandu, Sohn des Gründers der Kiliwhite Ltd., Juma Chandu, jenes sagenumwobenen Multimillionärs aus Nairobi, der auf mysteriöse Weise über ein für afrikanische Verhältnisse unverhältnismäßig hohes Kapital verfügte, und Taabu Zahran, ein großgewachsener, dürrer Massai, die rechte Hand des afrikanischen Moguls, der die Überseegeschicke kontrollierte. Der dritte Kenianer, Yakubu Uhuru, ein fünfundvierzigjähriger Internetunternehmer, kam aus dem Stamm der Kikuyu. Der Mitbegründer der Kiliwhite Ltd., dessen Tätigkeitsfeld als Stationsleiter des wichtigsten Außenstandortes der Gesellschaft in London lag, unterstützte via Internet die Arbeit. Er kam damit den Interessen aller Beteiligten sehr entgegen.

Der vierte Mitreisende, der stellvertretende Stationsleiter der Kiliwhite Ltd. in London, Hector Limas, war der einzige Weiße. Er verfügte über ein Patent, das ihn zur Führung eines solchen Bootes über die Meere befähigte und eine Anmietung des Motorseglers erst ermöglichte.

Der zweiundvierzigjährige Limas war bei einer Großwildsafari Juma Chandu begegnet. Er hatte ihn an der Bar des Norfolk Tower getroffen, einer Institution in Nairobi, in der schon der alte Hemingway gewohnt und an deren Bar er bis zum Abwinken gesoffen hatte. Bis zum Morgengrauen führten sie ein interessantes Streitgespräch über den Niedergang verschiedener Tierarten Afrikas. Gegen sechs Uhr verabschiedeten sie sich, um wenigstens einige Stunden Schlaf zu bekommen. Sie waren übereingekommen, dass Limas mit seinen Kontakten in der Wirtschaft, die weit über Großbritannien hinausgingen, in die Dienste der Kiliwhite Ltd. eintreten würde.

Am Vortag war der seegängige Motorsegler *Venus*, eine in Deutschland gebaute Stahl-Yacht, von der Charterfirma verproviantiert worden. Noch am selben Nachmittag starteten die Männer die rund Achtzig-Seemeilen-Reise.

Am Abend bereitete Taabu Zahran Steaks vom Springbock vor, die er mitgebracht hatte, um einen Hauch ostafrikanischer Heimat zu genießen.

Nach Mitternacht übernahm Yakubu Uhuru das Ruder. Bis zu diesem Zeitpunkt war Hector Limas allein am Steuer gestanden. Zu gefährlich war der rege Schiffsverkehr innerhalb der Kadettrinne, in der Mecklenburger Bucht, zwischen der deutschen Halbinsel Fischland-Darß-Zingst und der Insel Falster auf dänischer Seite, die ihren Ruf als eines der schwierigsten und gefährlichsten Gewässer der gesamten Ostsee alle Ehre machte.

Zahlreiche Frachter jeder Größe, zwei gewaltige Tanker sowie die Fähren, die von Deutschland nach Dänemark und Schweden unterwegs waren, begegneten ihnen, unter anderem die weißen Fährschiffe mit dem roten Schornstein der Stena Line, die Kiel – Göteborg und zurück bedienten, Moltzaus graue Armada, die Travemünde mit Gedser verband, und die Schiffe der TT-Linie.

Als sie ihre Schiffsreise begannen, waren sie gleich einem Geschwader russischer Kriegsschiffe begegnet, das ihnen aus der östlichen Ostsee entgegenkam und in den Belt einlief, um über Kattegat und Skagerrak die Nordsee zu erreichen. Die Flotte bestand aus einer Reihe kleinerer Begleitschiffe, dem U-Boot-Jagdschiff Seweromorsk der Nordflotte, dem Raketenkreuzer Warjag sowie dem großen U-Boot-Abwehrboot Marschall Schaposchnikow. Gemeinsam hatten sie in der Region um die Insel Ostrow Moschnüj bis Scherkow Swjatöj Tronu an einer Übung teilgenommen. Nun waren sie auf der Reise zu ihren Stützpunkten außerhalb Russlands.

Bis die Nacht hereinbrach, war Hector Limas immer nur für wenige Augenblicke zum Schlafen gekommen, denn er hatte den Männern, die für kurze Zeit das Ruder übernehmen durften, eingebläut, ihn ja anzustoßen, wenn eines der Schiffe sie passierte oder gar auf sie zukam. Sehr gefährlich wäre es gewesen, hätte eines der Riesenschiffe sie überlaufen. Limas wusste nur zu gut, dass sie jämmerlich ersaufen müssten, gäbe es eine solche Kollision.

Nach elfeinhalb Stunden, um vier am Morgen, sahen sie das zuckende Licht des Leuchtturms vom Darßer Ort. Sechs Stunden später kam Hiddensee in Sicht. Gegen zwei

Uhr am Nachmittag, nach rund zweiundzwanzig Stunden Fahrt, lag die Insel querab. Sie näherten sich der Einfahrt in den Vitter Bodden, die sie gleich passieren mussten. Noch gut drei Stunden durch den Vitter und den Jasmunder Bodden – nur mit der Motorkraft des 80-PS-Diesels waren sie dabei, ihr Ziel Ralswiek auf Rügen anzusteuern.

Yakubu Uhuru, der Stationsleiter der Kiliwhite Ltd. in London, hatte den Spätdienst in der winzigen Pantry übernommen. Er bereitete ein typisches kenianisches Abendessen vor, einen ostafrikanischen Geflügelsalat. Wenngleich die in Europa lebenden Männer die Gerichte westlicher und internationaler Küche mochten, waren es Taabu Zahran und der Junge Aaron Chandu, die heimische Gerichte vorzogen.

»Mach, dass du rauskommst, Aaron«, sagte Yakubu Uhuru. »Es ist ohnehin zu eng hier.«

»Aber ich bin hungrig«, widersprach Aaron Chandu.

»Ich habe dich niemals anders gesehen. Also raus.« Uhuru wischte die fettigen Hände an einigen Servietten ab, die er von der Küchenrolle gezogen hatte. Er nahm die geöffnete Dose mit den Ananasstücken, goss die Flüssigkeit in den Ausguss. Dann zerschnitt er die Stücke fingergroß. Er nahm nacheinander eine Dose Keniabohnen und eine Dose mit kleinen Champignons, goss deren Flüssigkeit ebenfalls ab. Er filetierte eine Orange, schnitt zwei Frühlingszwiebeln in dünne Ringe. Er schichtete alles in Lagen in eine große Kunststoffschüssel. Zwei Esslöffel Mayonnaise und zwei Esslöffel Mangochutney, von einer halben Zitrone den Saft, eine Messerspitze Cayennepfeffer sowie einen Teelöffel Currypulver gab er hinzu. Dann rundete Yakubu Uhuru den Geschmack mit Salz und etwas Pfeffer aus der Mühle ab, bedeckte die Schüssel.

Im Bodden lag die *Venus* ruhig im Wasser. Dünungsfrei glitt sie leicht dahin. Gut, dachte Limas, dass ich von Fehmarn aus einen Liegeplatz bestellt habe. Jetzt, wo das Störtebekerfest in Ralswiek begonnen hat, sind die Liegeplätze ausgebucht. In das Gewühl des Festes abzutauchen gehörte zu dem Plan, den Limas seinem Chef unterbreitet hatte. Sein Blick ging nach steuerbord zum Schloss Ralswiek und der vorgelagerten Seebühne, auf dem die Festspiele stattfanden. Minuten später machten sie am Kopf des mittleren der drei Stege fest. Es war der Liegeplatz, den man Limas zugeteilt und per Mail bestätigt hatte.

Wie aus dem Nichts tauchte der Hafenmeister auf, um die ungewöhnliche Crew des Schiffs auf die Gepflogenheiten des Hafens aufmerksam zu machen und die Liegegebühr zu kassieren.

Limas erledigte die Formalitäten, während die anderen drei Männer unter Deck munter in Kisuaheli palaverten, was weder der Hafenmeister noch Limas verstand. Zum Schluss gab der Hafenmeister Limas eine Broschüre mit den wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Insel, Informationen über die Störtebeker-Festspiele, den Bahn-, die Schiffsverbindungen und die Telefonnummer der örtlichen Taxizentrale. Der Mann verschwand ebenso schnell, wie er gekommen war.

Der Himmel zeigte graue Schlierenwolken. Limas beobachtete den Hafen. Er sah ein lebhaftes Treiben, was zu dieser Jahreszeit keineswegs etwas Besonderes war. Schließlich war Mitte Juni für viele schon der Urlaubsanfang. Die Störtebeker-Festspiele waren ein faszinierender Anziehungspunkt. Exakt heute, am 23. Juni, war der Beginn der diesjährigen Festspiele. ›Verraten und verkauft‹ war, nach ›In Henkers Hand‹ 2006 die erste Inszenierung der neuen Episoden. Die Festspielleitung hatte diesen Zyklus für die nächsten sechs Jahre geplant.

»Ich möchte, dass wir immer eine Wache an Bord haben«, begann Limas, während Uhuru den Tisch deckte und sich die beiden anderen Männer um irgendetwas stritten, was Limas nicht verstand. »Habt ihr es gehört?«, setzte Limas nach.

Die beiden Männer verstummten.

»Wir teilen Wachen ein. Nie wird unser Boot aus den Augen gelassen.«

»Gibt's dafür einen Grund?«, maulte der junge Aaron Chandu.

»Es ist eine alte Weisheit, Aaron. Lass nie dein Schiff aus den Augen, es könnte gestohlen werden«, mischte Taabu Zahran sich ein. »Dein Vater würde dir das ebenfalls sagen.«

»Wir wollen doch zu diesem *sherehe* gehen«, begehrte Aaron auf.

»Es ist kein gewöhnliches Fest«, sagte Limas. »Es sind Festspiele.«

»Tamasha«, sagte Taabu Zahran in Kisuaheli.

»Umso lieber gehe ich da hin.«

»Einer von euch sollte hierbleiben«, erklärte Limas.

»Warum?«, fragte Aaron.

»Weil Hector mitgehen sollte«, sagte Uhuru.

»Weshalb sollte Hector mitgehen?«, fragte Aaron.

»Falls es Probleme gibt.«

»Probleme? Was für Probleme?«

»Wir sind in Deutschland«, sagte Limas.

»Und?«

»Da wird ab und zu ein ›Nigger‹ totgeschlagen«, sagte Taabu Zahran lapidar.

»Du solltest nicht so respektlos von deinem Volk sprechen«, sagte Limas leise.

»Aber es stimmt.«

»Was stimmt?«, fragte Aaron nach.

»Dass es in Deutschland Fremdenhass gibt. Ganz zuerst trifft er die schwarze Haut. Die kommt noch vor den Türken, denn die erkennt man erst richtig, wenn sie den Mund aufmachen«, sagte Yakubu Uhuru.

»Ich will da hingehen«, beharrte Aaron.

»Taabu ...« Limas meinte das als Aufforderung an den Massai, ein Machtwort zu sprechen. Er wusste, dass Zahran wohl der Einzige war, auf den Aaron hören würde.

»Limas hat recht«, sagte Zahran. »Einer bleibt hier. Du bist derjenige, der heute die erste Wache übernimmt, Aaron.«

Aaron schäumte, doch er wusste, wie der Vater reagierte, würde der Massai über seine Widerspenstigkeit berichten.

Sie setzten sich in der Messe an den Tisch.

»Es sieht gut aus«, sagte Limas, als Yakubu Uhuru das Essen brachte.

»Und es riecht schon verführerisch«, gab Aaron zu.

»Dabei könnte es wohl gerade für dich reichen«, sagte Yakubu Uhuru mit einem breiten Grinsen.

»Wir lassen ihm den Hauptanteil«, beschied Taabu Zahran kurz. Er legte sich einen Löffel des auch für ihn köstlichen Geflügelsalates vor. Dann brach er ein großes Stück eines der drei Baguettes ab, die ihre knackige Frische bereits verloren hatten. Doch das störte ihn nicht.

»Der Hafenmeister hat uns eine Übersicht der Möglichkeiten gebracht, die uns die Insel bietet«, sagte Limas. »Wir werden sie wohl kaum nutzen können. Wir werden hier nur eine Nacht liegen und müssen morgen am Spätnachmittag verschwunden sein.«

»Ist das ein Problem?«, fragte der Massai.

»Wir fahren, bis es dunkel wird, ankern draußen im Wieker Bodden«, sagte Limas. »Dann haben wir noch immer eine rund Zehn-Stunden-Reise bis zum Treffpunkt.«

Einen Augenblick schwiegen sie kauend.

»Wenn wir allen Unbilden aus dem Wege gehen wollen«, sagte Taabu Zahran nachdenklich, »bleiben wir gemeinsam an Bord bis morgen.«

»Glaubst du, dass es Ärger geben kann?«, brauste Aaron auf.

»Ich will es gar nicht darauf ankommen lassen. Was meinst du, Hector?«

Limas zuckte mit den Schultern. »Jeder von uns braucht zwar ein wenig Landgang. Doch müssen wir vermeiden, was die Operation gefährdet.«

»Dann bleiben wir heute alle an Bord«, beschied Taabu Zahran.

Aaron brauste abermals auf. »Ich werde mit meinem Vater telefonieren.«

»Tu das«, sagte der Massai ruhig. »Aber er wird nicht sonderlich begeistert reagieren. Hat er doch ausdrücklich angeordnet, nur im äußersten Notfall Kontakt mit ihm aufzunehmen. Einen Notfall sehe ich nicht.«

Aaron erkannte die aussichtslose Lage.

»Du kannst dich nützlich machen. Hilf Yakubu beim Abräumen, Aaron.« Taabu Zahran stand auf. »Lass uns hochgehen«, sagte er zu Limas.

Die beiden Männer gingen ins Ruderhaus.

Der Massai schaute hinaus zum Horizont. Die Sonne ging glutrot unter. Es ist fast wie zu Hause, dachte er. Nur das Brüllen der Löwen fehlt und der schnelle Wechsel vom Tag zur Nacht.

Limas steckte sich eine Zigarette an. Zweimal glühte sie auf, bevor er sagte: »Wir haben den Termin morgen elf Uhr. Die Frage ist, wer geht hin?«

»Ich denke, dass wir beide das machen werden«, sagte der Massai.

»Wie erklärst du das Yakubu? Er ist der Europachef.«

»Ich werde ihm sagen, dass er zusammen mit Aaron hier sein muss, weil wir gezwungen sind, nachzutanken.«

»Ich bin der Einzige mit einem Patent.«

»Wer weiß das außer uns? Yakubu ist schon mit seinem Vater auf dem Victoriasee zwischen Muhuru und Kisumu hin und her geschippert. Wusstest du das nicht? Der Alte war dort Kapitän. Yakubu kann das.«

Später, als Zahran über das Wasser des Jasmunder Boddens schaute, sah er in der Abenddämmerung ein großes Motorboot näher kommen. »Wir kriegen Besuch.«

Limas justierte das Fernglas. »Es ist ein umgebauter Fischkutter«, sagte er ruhig. »Solche Schiffe gibt es auch bei uns in Großbritannien, seegängig, zuverlässig. Sie bieten viel Raum.«

»Ein Fischkutter?«

Limas antwortete nicht. Er beobachtete, wie der Kutter am Kopf des linken Stegs festmachte.

»Es ist eine Frau an Bord«, sagte er nach einer Weile.

Yakubu Uhuru und Aaron spielten Scrabble. Aaron war ganz scharf darauf. Yakubu hingegen ließ es über sich ergehen. Sie mussten so die Zeit totschiagen, um den Jungen daran zu hindern, Unruhe wegen der Störtebeker-Festspiele zu verbreiten.

Kurz nach zehn verschwand Yakubu Uhuru, der eine der beiden Kojen im Vorschiff benutzte, und legte sich hin. Limas ging kurz nach ihm. Er war geschlaucht von den überlangen Wachen, die er während der Fahrt am Ruder gestanden oder zumindest wach daneben aufgepasst hatte.

Aaron Chandu räumte das Spiel zusammen. »Legst du dich gar nicht hin?«, fragte er.

Taabu Zahran schaute auf. Er schob das kleine Buch beiseite, in das er stichpunktartig Tagesereignisse notierte. Später würde er sich Erinnerungsanstöße holen, wenn er die Berichte für Juma Chandu, seinen Boss, schreiben würde.

»Ich brauche wenig Schlaf«, sagte er. »Da ich keine Ruhe finde, solange du nicht im Bett bist, bleibe ich, bis auch du müde sein wirst.«

Aaron schluckte einen Fluch herunter. Dann ging wortlos ins Achterschiff, wo er sich die Kabine mit dem Massai teilte.

Taabu Zahran ging noch einmal hoch zum Steuerstand des Bootes. Er setzte sich und sah in die Dunkelheit hinein, ob er im fahlen Licht der Laternen Bewegungen ausmachen konnte. Auch der umgebaute Fischkutter, der wenige Stunden zuvor angekommen war, lag